

Angelika Daiker/Barbara Hummler-Antoni

Hülle und Fülle

Palliative Spiritualität in der Hospizarbeit

Patmos Verlag



Die fünf Mäntel von
Astrid J. Eichin im Überblick

Inhalt

Vorwort	7
<i>Andreas Heller</i>	
Hinführung: Hülle und Fülle im Hospiz	11
Ein schillerndes Begriffspaar	12
Hospitium und Pallium: Hüllen zum Leben und Sterben ..	13
Palliativ – Bedeutungswandel eines Begriffs	14
Lebensqualität und Fülle	17
Palliative Care heute	18
Spiritual Care	21
Palliative Spiritualität – eine Annäherung	24
Der Mantel als Kleidungsstück und Symbol	27
Kleider machen Leute	27
Nacktheit, Erotik und Scham	29
Kleider- und Mantelgeschichten der Bibel	32
Sich häuten, um zu wachsen	35
Das letzte Hemd	37
Kleider in der Trauer	38
Hüllen in der Sterbe- und Trauerbegleitung	43
Die Geschichte der Mäntel im Hospiz St. Martin	43
Die Hüllen und Häute der Künstlerin Astrid J. Eichin ..	54
Reibung als Lebenserfahrung – Es scheuert	57
Zwischen Lebensverheißung und Wirklichkeit – Glückshaut	64
Der eigenen Spur folgen – Der rote Faden	74
Staunen über eine größere Ordnung – Fibonacci-Mantel ..	82
Verbindung zwischen dir und mir, Außen und Innen – Herzensgut	91

Astrid J. Eichins Mäntel und das Gezeitenmodell® von Ruthmarijke Smeding	97
Zwei Säulen Palliativer Spiritualität	107
Lebensgeschichten wahrnehmen und deuten	108
Der verhüllten Gottheit begegnen	113
Haltungen Palliativer Spiritualität	121
Wir sind verhüllt und wollen uns zeigen	122
Wir legen Hüllen ab und wandeln uns	123
Wir sind einander Geheimnis	124
Wir sind uns selbst verhüllt	126
Gott ist uns verhüllt und offenbar	127
Wir legen unsere sterbliche Hülle ab	129
Wir können das Trauergewand ablegen	130
Sterben und Leben in Hülle und Fülle	132
Epilog: Wir müssen reden!	134
<i>Waltraud Ulshöfer</i>	
Dank an WeggefährtInnen	139
Anmerkungen	140
Literatur	145

Vorwort

Leben und Tod hängen zusammen und zwar nicht irgendwie, sondern untrennbar. Wir begreifen das Leben, die Fülle des Lebens nicht, wenn wir uns der Erfahrung des Todes verschließen. Die Konfrontation mit dem Sterben, den Sterbenden, dem Tod und den Toten kann uns immer wieder neu dazu bringen, über das Leben, seine Verletzlichkeit und Begrenztheit und vor allem darüber, wie wir leben und leben wollen, nachzudenken. Seit mehreren Jahrzehnten kommen aus den Räumen des Sterbens in der modernen Gesellschaft, aus den stationären und ambulanten hospizlich-palliativen Sorgkontexten wichtige Impulse. In diesen Schutz- und »Mantelräumen« hospizlicher Gastfreundschaft werden existenzielle Erfahrungen des Lebens geteilt: radikal, einmalig, unwideruflich, aber auch beispielgebend. Es sind Orte existenzieller Auseinandersetzung mit grundlegenden Fragen des Lebens, Orte der Spiritualität. Aus einem solchen Ort heraus ist auch dieses Buch entstanden.

Sich mit dem Tod auseinanderzusetzen, heißt nicht zwangsläufig, besser zu sterben, aber möglicherweise authentischer, verbundener, wesentlicher zu leben. Je näher der Tod an einen Menschen herantritt, umso stärker kann sich die Aufmerksamkeit auf die jeweilige Dimension der Transzendenz verschieben, auf die Frage nach der Grundlage, dem Halt des vergänglichen, zerbrechlichen Lebens und nach dem Sinn und Ziel des Ganzen. Für viele rücken Vorstellungen über ein Leben danach, aber auch die Möglichkeiten, noch darauf Einfluss zu nehmen, in den Blick. Es muss mehr denn je erinnert werden, dass sich das Leben und das Sterben einer Logik des »Machenkönnens« entziehen. Die Herstellbarkeitsfantasien der Moderne erobern kolonialistisch die Krankenzimmer und die Sterbebetten, sie führen zu einer imperialen Lebensweise. Aber: Wenn wir es mit Sterben und Tod zu tun haben, mit der definitiven Endlichkeit und Zerbrechlichkeit menschlichen Lebens, dann gibt es in einem technisch-handwerklichen Sinne kein Problem zu lösen. Wir stehen vielmehr vor einem

Mysterium menschlicher Existenz. Deshalb stoßen die planende Vernunft, die Pathway-Orientierung oder ganz generell die Vorstellung des »Machenkönnens« an ihre Grenzen. Solche Einstellungsmuster entsprechen den kollektiven Mentalitäten und den mentalen Rationalitäten. Es braucht im Leben und Sterben eine andere – eine spirituelle – Vernünftigkeit, eine Haltung des Mitfühlens. Es ist eben auch eine Haltung der »leeren Hände«, des »offenen Herzens«, der Bereitschaft, in »Hülle und Fülle« zu denken und zu leben.

Wir können den Gegensatz zwischen der Logik des Planens und Machenkönnens zur Logik einer Kunst der empfänglichen Haltung in die Terminologie des Auf- und Abrüstens übersetzen. Während sich professionelles Versorgen als Reaktion auf jegliches »Problem« mit (technischen) Instrumenten aus- und aufrüsten muss, bedeutet spirituelle Sorge, dem/der anderen völlig »abgerüstet« zu begegnen, sich in gewisser Weise »entwaffnen« zu lassen, sich seiner eigenen professionellen und operativen Panzerung und Hektik zu entledigen. Aus einer solchen Haltung heraus erwachsen »mantelhafte Würdigungen«, Anerkennung der anderen um ihrer selbst willen. Hier wächst die Sensibilität für Mantelräume und individuelle Mäntel, die schützen und Sicherheit spenden, getragen aus dem Wissen, dass der/die andere etwas zu sagen und zu geben hat. Letztlich ist es eine tiefe spirituelle Einsicht: Ich gebe nicht etwas, sondern mich selbst als ein »abgerüstetes« Selbst. Diese Haltung des Gebens und Empfangens erfordert das Risiko, die eigene Souveränität und all die Maskeraden, die benutzt werden, um diese Begegnungen zu vermeiden, aufs Spiel zu setzen. Die eigentliche Haltung des spirituellen Sorgens ist eine »fragende Haltung«, aus der sich etwas ergeben, ereignen kann, dass nämlich der vermutlich Schwache aus seiner Schwäche »gibt«, dass diejenige, die scheinbar nichts mehr zu sagen hat, sich »beredt« ausdrückt und verstanden wird, dass, wer als »Fall« abgestempelt ist, in seiner Einzigartigkeit erkannt wird. In diese Zusammenhänge gehören daher Überlegungen zur Ermunterung zu ehrenamtlicher, freundschaftlicher, nachbarschaftlicher Tätigkeit, sollen sie nicht in billiger Weise missbraucht werden, um Finanzierungsengpässe der Versorgung zu kompensieren.

Eine neue spirituelle Sorge wird vom Gedanken des »Daseins für Andere« getragen sein oder sie wird nur eine Optimierung gewohnter Verfahren sein. Damit wird die Frage nach der Zeit zu einer zentralen Angelegenheit. Zugleich kulminiert am Lebensende das Prinzip einer durch und durch ökonomisierten Gesellschaft, die alle Beziehungen vergeldlicht. Eine spirituelle Sorge, die sich in Techniken und Therapien erschöpft, die meint, sich ökonomisch legitimieren zu müssen, bestätigt diese Grunderfahrung und überlässt die Menschen am Lebensende dieser Tristesse, die eigentlich Verzweiflung hervorrufen muss: dass nämlich Geld der letzte wirkliche Sterbebegleiter ist. So schwierig das auch ist: Eine gute spirituelle Sorge muss im Kern dieser trostlosen Grunderfahrung widersprechen und etwas, besser jemanden entgegensetzen. Darin liegt der tiefe Humanitätscharakter der Idee.

Das vorliegende Buch von Angelika Daiker und Barbara Hummler-Antoni nimmt aus einer langen und tiefen Hospizerfahrung heraus diese Anliegen auf und übersetzt die alten Bilder aus der jüdisch-christlichen Tradition ins Heute. Die wunderbare Metapher des Mantels als facettenreiches Symbol umfassender Sorge wird in immer neuen bilderreichen Erzählungen und Buchstabierungsprozessen erschlossen, lebensendlich in Hülle und Fülle zu leben, endlich das Leben zu leben.

Prof. Dr. Andreas Heller

*Lehrstuhl für Palliative Care und Organisationsethik
an der Universität Graz*



Hinführung: Hülle und Fülle im Hospiz

Im Hospiz, an einem Ort, an dem Menschen den Tod vor Augen haben und an physischen und psychischen Einschränkungen leiden, von einem Leben in »Hülle und Fülle« zu sprechen, ist überraschend, vielleicht sogar provokativ. Der Gedanke, eine schützende Hülle, ein Pallium für Körper, Seele und Geist zu bekommen, leuchtet im Hospizkontext sofort ein: Das Pallium benennt im antiken Rom einen mantelartigen Überwurf und gilt als Metapher des umfassenden Schutzes für sterbende Menschen.

Das Stichwort Fülle für einen Ort, an dem das Leben zu Ende geht, scheint jedoch unpassend. Dennoch lautet unsere Grundüberzeugung: Erfahrungen von »Hülle und Fülle« sind in der Zeit des Sterbens und der Trauer möglich. Mehr noch: Die beiden Begriffe drücken aus, was Hospizarbeit ist und sein kann. Sie sind uns zugefallen, als wir – auf der Suche nach einem treffenden Motto für das zehnjährige Jubiläum des Hospiz St. Martin in Stuttgart – der Künstlerin Astrid J. Eichin begegnet sind. Sie stellt ihre künstlerisch gestalteten Mäntel unter der Überschrift »Hülle und Fülle« aus. Im Lauf der Zeit wurden diese beiden Begriffe bei Führungen, in Gesprächen und vor allem in der Arbeit mit Trauergruppen zu Schlüsselbegriffen unserer Reflexion.

Um zu erfassen, warum dies so ist, braucht es ein Verständnis für die Begriffe »Hülle und Fülle« und deren Bedeutungswandel.

Ein schillerndes Begriffspaar

Die klangvolle, seit dem 16. Jahrhundert bekannte Formel von »Hülle und Fülle« bedeutete zunächst keinesfalls Überfluss, also das, was heute damit umgangssprachlich verbunden wird. Im Gegenteil, sie besagte, dass jemand gerade das Allernotwendigste hatte. Wenn jemand keinen monetären Lohn für seine Arbeit bekam, gab man ihm wenigstens »Hülle und Fülle«, d.h. Kleidung, also eine wärmende Hülle, und Nahrung, also einen gefüllten Magen. Eben das Lebensnotwendige. Und das ist schon eine ganze Menge, wenn man Hunger hat und friert.

Der evangelische Theologe Paul Gerhardt fand in diesen beiden Begriffen einen treffenden Ausdruck für das richtige Maß und eine gute Balance. Er bittet Gott: »Darum so gib mir Füll und Hüll, nicht zu wenig, nicht zu viel.«¹ Diese Aussage deutet bereits einen Wandel der beiden Begriffe an. Denn seit dem 17. Jahrhundert wurde Fülle immer mehr in der heutigen Bedeutung verstanden. Damit wurde auch die ganze Formel »Hülle und Fülle« mit Überfluss in Verbindung gebracht und bekam eine geradezu konträre Bedeutung. Die beiden Begriffe spannen im Lauf der Geschichte also den großen Bogen vom Allernötigsten bis zum Überfluss.

In der Begleitung von sterbenden und trauernden Menschen stößt man in erstaunlicher Weise auf die ganze Bedeutungsvielfalt von »Hülle und Fülle«. Jetzt erfahren Menschen, dass es schon viel ist, »Hülle und Fülle« im ganz ursprünglichen Sinn zu haben, also eine schützende Umhüllung oder einen gefüllten Bauch, ohne Schmerzen, ohne Übelkeit.

Wenigstens leben und das Nötigste haben. Wenigstens überhaupt noch essen können. Oft gibt es für Sterbende und ihre Angehörigen im bewussten Verkosten des Wenigen noch große oder stille Glücksmomente von »Fülle«. Vielleicht kann sogar die Reduktion als entlastend erlebt werden. Endlich aus der Überfülle der Ansprüche und Möglichkeiten herauszutreten, hat für viele etwas Befreiendes. Statt um den Kampf für das Maximum an Therapie geht es jetzt um ein entlastendes Ausbalancieren: »Nicht zu wenig, nicht zu viel«, wie Paul

Gerhardt sagt. Das würde vielen Menschen angesichts des Todes schon genügen.

Hospitium und Pallium: Hüllen zum Leben und Sterben

Der Begriff »Palliativ« war zu Beginn der Hospizarbeit nicht vorrangig. Cicely Saunders, die Pionierin der modernen Hospizbewegung, prägte in den frühen 1960ern zunächst den Begriff des »total pain«. Nach diesem Konzept hat Schmerz vier Dimensionen: physisch, psychisch, sozial und spirituell. Um Menschen in ihrer letzten Lebensetappe auf allen Ebenen optimal zu versorgen, braucht es Schutzräume. Für diesen Schutzraum wählte Cicely Saunders den Begriff »Hospice« und lehnte sich damit an ein christliches Konzept von Gastfreundschaft an. Dieser Bezug war für sie wichtig, weil sie aus »christlicher Berufung« zu dieser Arbeit kam.² Die mittelalterlichen Hospize (ihr Name leitet sich vom lateinischen »hospitium« ab, was so viel bedeutet wie Gastfreundschaft, Herberge, Bewirtung) waren Einrichtungen bei Wallfahrtskirchen, Klöstern und Stiften, die von Mönchen geführt wurden. Sie nahmen Reisende, vor allem Pilgernde, auf und wurden auch in unwegsamem Gebieten errichtet. Für die Krankenpflege, die zu den Pflichten der Mönche gehörte, wurde ein Teil der Pilgerherbergen bei den Klöstern reserviert. Das »hospitium« war somit gleichzeitig Hospital. In Anlehnung an diese christlichen Orte übernahm Cicely Saunders die Bezeichnung Hospiz.

Der kanadische Urologe und Onkologe Balfour Mount führte den Begriff »Palliative Care« in die Medizin ein. Inspiriert durch die Arbeit von Cicely Saunders baute Mount 1975 im Royal Victoria Hospital Québec eine hospizähnliche Abteilung auf. Er wollte diese erste Hospizeinrichtung innerhalb eines Akutkrankenhauses in Anlehnung an die Arbeit von Cicely Saunders »hospice« nennen. Da der Begriff in Kanada aber bereits durch die Pflegeheime besetzt war, wählte Mount die Bezeichnung »Palliative Care«.

Damit hatte die Hospiz- und Palliativbewegung zwei Begriffe, die Schutzräume benennen. »Hospitium« als Unterkunft für Menschen

auf ihrer letzten Wegetappe und »Pallium« als Umhüllung für die persönlichen Bedürfnisse des Einzelnen. Hospiz- und Palliativbewegung beziehen sich also auf die gleichen Quellen, sind jedoch an unterschiedlichen Einrichtungen angesiedelt. Palliativstationen sind – inspiriert durch den Mediziner Balfour Mount – Bestandteil von Krankenhäusern. Hospize sind selbstständige kleine Einrichtungen, die dem Wunsch, »wie zu Hause« zu sterben, auch atmosphärisch entsprechen.

Ein Hospiz ist für Hospizgäste und alle An- und Zugehörigen während eines begrenzten Zeitraums ein Ort des Rückzugs. Im Hospiz St. Martin wird das Anliegen des Schutzraums auch architektonisch sichtbar: Mit einer rotbraunen Außenfassade zur befahrenen Straße hin hat es eine Schutzhülle, die den Lärm abwehrt. Im Inneren ist es hell gestaltet und einladend. Ein Innenraum, der zum Lebensraum wird, und eine Außenseite, eine Ummantelung, die den Lärm und die Unruhe von draußen abhält. Wer von der befahrenen Straße kommend diesen Raum betritt, erlebt eine Atmosphäre, die auf Entschleunigung angelegt ist. Das fängt mit der großen Eingangstür an, die sich nur langsam öffnet und eilige BesucherInnen zu ungeduldigem Ziehen veranlasst. Innehalten ist bereits am Eingang angesagt!

Angehörige, die für einige Zeit ihren Lebensmittelpunkt in das Hospiz verlegen, um dort an der Seite des sterbenden Menschen zu schlafen, zu frühstücken und zur Ruhe zu kommen, erfahren das Gebäude häufig als Schutzraum. Für sie ist es schwer, diesen Schutzraum wieder zu verlassen und in ihr schnelles und forderndes Alltagsleben zurückzukehren, das keine Rücksicht auf die Dünnhäutigkeit ihrer Trauer nimmt.

Palliativ – Bedeutungswandel eines Begriffs

Auch der Begriff »palliativ« hat im deutschsprachigen Raum eine interessante Geschichte: Im 18. und 19. Jahrhundert findet man ihn in der Literatur zunächst in der Bedeutung des Beruhigens, des Ablenkens, auch des Vertröstens, etwa bei Matthias Claudius, Johann Wolfgang

von Goethe, Friedrich Hölderlin und anderen. Friedrich Schiller warnt vor »täuschenden Palliativen«, die zwar schnelle Linderung bringen, aber auch innere Heilkräfte behindern und eine grundlegende Beseitigung des Übels verhindern können.³

Der Lyriker Nikolaus Lenau thematisiert die Frage, wie offen oder verdeckt wir mit Schuld umgehen, in einem Gedicht mit der Überschrift »Palliativ«. Es geht um eine Schuld, über die »Gras gewachsen« zu sein scheint und die sich überraschenderweise zeigt. Der Dichter schrieb es an seine Jugendliebe Berta, nachdem er ihr 1839 in Wien zufällig wieder begegnet war. Hier spricht ein Ich, das sich an eine schwierige Geschichte erinnert. Sie schwebt ihm wie im Dämmerlicht vor: Da war etwas, aber das Ich will es nicht genau wissen. Das Gedicht ist interessant für den Bedeutungswandel des Begriffs »Palliativ«. Es ist wie ein innerer Dialog zwischen den ersten beiden und den letzten beiden Strophen zu lesen. Zwei Positionen stehen einander gegenüber, Rede und Gegenrede.

Palliativ

Ist Gras gewachsen über die Geschichte,
Weiß nicht mehr recht, wie sie sich zugetragen;
Nur manchmal schwebt mir's vor im Dämmerlichte,
Als hätt' ich einer Schuld mich anzuklagen.

Doch abgewandt vom störenden Gesichte,
Ruf ich's nicht an und will es nicht befragen,
Weil Blick und Muth ich in die Zukunft richte;
Ich schlage mich nicht gern mit alten Tagen.

»Wenn dir der Sensenmann den Leib hinstrecket,
Wird er auch säuberlich das Gras dir mähen,
Das jene Schuldgeschichte dir verdecket.

Kehr' muthig um zu den verlassnen Bühnen,
Die Schuld mit scharfem Reueblick zu sehen;
Soll sie dir sterben, eile sie zu sühnen.«

Die Autorinnen



FOTO: © A. T. SCHÄFER

Dr. Angelika Daiker ist Theologin, zertifizierte Trauerbegleiterin und Tanzdozentin für Meditation des Tanzes. Sie leitete von seiner Gründung an bis 2017 das Hospiz St. Martin in Stuttgart. Als Autorin hat sie erfolgreiche Bücher zum Thema Tod und Trauer veröffentlicht.



FOTO: © STEFAN
BUKOVSEK - STUTTGART

Barbara Hummler-Antoni ist Kunsttherapeutin und zertifizierte Trauerbegleiterin im Hospiz St. Martin. Darüber hinaus lehrt sie als Dozentin in Krankenpflegeschulen und Palliative-Care-Ausbildungen Kunsttherapie in der Palliativmedizin und Hospizarbeit.

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns.
Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2018
Alle Rechte vorbehalten
© 2018 Patmos Verlag,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Patmos
in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Umschlagfoto: Heike Schiller
Fotos Innenteil: Oliver Wendel, www.oliver-wendel.de
Lektorat: Andrea Langenbacher, www.andrealangenbacher.de
Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern
Druck: CPI books GmbH, Leck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-8436-1076-6